

**Jürgen Hasse,
Stadt als erlebter und gelebter Raum – kein Sein ohne Handeln?**

aus:

Stadt – Raum – Natur

Die Metropolregion als politisch konstruierter Raum

herausgegeben von

E. Martin Döring, Gunther H. Engelhardt, Peter H. Feindt,

Jürgen Oßenbrügge

S. 171-199

Impressum für die Gesamtausgabe

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Diese Publikation ist außerdem auf der Website des Verlags Hamburg University Press *open access* verfügbar unter <http://hup.rrz.uni-hamburg.de>.

Die Deutsche Bibliothek hat die Netzpublikation archiviert. Diese ist dauerhaft auf dem Archivserver Der Deutschen Bibliothek verfügbar unter <http://deposit.ddb.de>.

ISBN 3-9808223-2-X (Printausgabe)

© 2003 Hamburg University Press, Hamburg

<http://hup.rrz.uni-hamburg.de>

Rechtsträger: Universität Hamburg

Bildnachweis Beitrag

S. 198: © Ed van der Elskan / The Netherlands Photo Archives, Rotterdam

S. 199: © Prof. Dr. Jürgen Hasse, Frankfurt am Main

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
<i>von E. Martin Döring, Gunther H. Engelhardt, Peter H. Feindt und Jürgen Oßenbrügge</i>	
Globale Bedingungen und lokale Perspektiven für Wettbewerbs- und Kooperationsformen in Metropolregionen	17
<i>von Rainer Danielzyk und Jürgen Oßenbrügge</i>	
„Metropolregion Hamburg“ – Anmerkungen zu einer politischen Konstruktion von Raum	39
<i>von Peter H. Feindt</i>	
Global discourse, local struggle. Die Rekonstruktion des Lokalen durch Lokale-Agenda-21-Prozesse	53
<i>von Angela Oels</i>	
Raumerfahrung und Perspektiven räumlicher Entwicklung. Kommentar zu den Beiträgen von Angela Oels und Peter H. Feindt	69
<i>von Ingrid Breckner</i>	
Regional- und umweltökonomische Aspekte der hafenzentrierten Zukunftsorientierung der Metropolregion Hamburg	79
<i>von Heiner Hautau</i>	

Der Streit um das Mühlenberger Loch – ein Beispiel für die politische Konstruktion der Wissensgrundlage ökonomischer Politikempfehlungen	95
<i>von Horst Hegmann</i>	
Der mögliche Beitrag der Sozioökonomie zur Entschärfung von Naturschutzkonflikten	113
<i>von Ingrid Wilkens</i>	
Zwischen Globalismus und Populismus: Die Debatte um die Anmeldung des Wattenmeers als UNESCO-Welterbe	133
<i>von Werner Krauß und E. Martin Döring</i>	
Stadt, Land und Medien – Ansichten von Natur und Nordsee im Wandel kultureller Praxis	149
<i>von Wolfgang Settekorn</i>	
Stadt als erlebter und gelebter Raum – kein Sein ohne Handeln?	171
<i>von Jürgen Hasse</i>	
Metropolregion Hamburg – Perspektiven der Kooperation über Ländergrenzen	201
<i>von Jörg Knieling und Hellmut Körner</i>	
Schluss-Statement und Einschätzung wichtiger Ergebnisse des Workshops „Stadt – Raum – Natur: Die Metropole als politisch konstruierter Raum“	213
<i>von Klaus Müller</i>	
Adressen der Autorinnen und Autoren	217

Stadt als erlebter und gelebter Raum – kein Sein ohne Handeln?

Jürgen Hasse, Frankfurt am Main

Städte sind komplexe räumliche Gebilde. Charakteristisch ist die Dichte und Vielfalt der die Stadtphysiognomie bildenden Ordnung der von Menschen gemachten Dinge. Die Stadt weist neben ihrer Raum-Ordnung aber auch eine symbolische Struktur auf. Die Vermittlung zwischen der materiellen Ebene der körperhaften Dinge und dem, was Menschen im Labyrinth des Gemachten tun, vollzieht sich auf diesem Niveau der symbolischen Ordnung. Die Dinge finden dann einen Platz im Denken, werden in einer Ordnung des Denkbaren verortet. Städte können so auch als Verhältnis aufgefasst werden, das sich zwischen den körperhaften Dingen und der sie ordnenden geistigen Welt subjektiv (individuell wie kollektiv) und situationsbezogen herstellt. Die Raum-Ordnung der materiellen Dinge ist dann nur (konstruktivistisches) Erkenntnisprodukt dieser zwischen den Dingen und dem Subjekt vermittelnden Perspektive.

Die Stadt ist in ihrer Materialität unbestreitbar. Das im Mittelalter mächtigste Gewicht im Reich des Gebauten hatte die Stadtmauer, die die ganze Stadt umschloss. Mit der Sicherung des menschlichen Lebens hinter den Toren der Stadt verband sich eine Vorstellung vom besseren Leben, das – wenn auch nur relativ – in dieser Einschränkung über alle Maßen einem Leben außerhalb der Stadtmauern zu bevorzugen war. Wegen ihres Beheimatungspotentials war die Stadt nicht nur ein Raum besser erdachten Lebens. Das dichotomische Denken in Kategorien von Dingen und Bedeutungen unterschlägt den Gefühlskern, der allen Bedeutungen vorausliegt. So verbanden sich auch die Lebensvorzüge des Städtischen zunächst mit einem positiv erlebten *Gefühl* guten Befindens in den Städten. Mit anderen Worten: Bedeutungen haben eine leibliche Vor-Bedeutung im außersprachlichen Bereich spezifischen Befindens. Im „gelebten Raum“ der Subjekte laufen die Fäden des Empfindens und Denkens zusammen. Bevor etwas evaluativ mit einer sprachlichen Bedeutung verknüpft wird, hat es als ein Herd von Betroffenheit bereits Aufmerksamkeit gefunden. Hartmut Böhme zeigt diesen Zusammenhang von Bedeutung und leiblichem Befinden am Beispiel des Hauses und der umfriedeten Stadt. Beide stehen für einen Erlebniskontext der Einleibung, in dem sich die Differenz zwischen Eigenem und Fremdem, Haus und Stadt vermindert (vgl. H. Böhme 2000: 235).

Die Stadt lässt sich in ihrer *Materialität* als Parallele zu menschlichen Haut denken. Beide haben den Charakter der Grenze, ermöglichen damit neben Ein- und

Ausschließung auch Durch- und Übergänge. Nicht alles, was die menschliche Haut betrifft, lässt sich in der Kategorie des Körpers auflösen, und nicht alles, was den Raum der Stadt betrifft, lässt sich als eine Ordnung des Gebauten und als semiotische Ordnung des Bedeutenden erschöpfend behandeln.

Im wissenschaftlichen Diskurs über die Stadt dominiert die Perspektive ihrer materiellen und mentalen Konstruiertheit. In der Humangeographie ist diese Sichtweise mit der konsensuellen Diffusion des auf Giddens zurückgehenden handlungstheoretischen Ansatzes zum Leitparadigma avanciert. Ich werde auf diesem Hintergrund und im expliziten Bezug auf das konstruktivistisch-handlungstheoretische Paradigma zeigen, dass die lebendige Wirklichkeit der Stadt auf der Grundlage dieser Erkenntnisvoraussetzungen in einem abstraktionistischen, rationalistischen und kognitivistischen Konstrukt jenseits der Lebenserfahrung untergeht. Ich werde deshalb für eine phänomenologische Erweiterung des Handlungsbegriffs um die Dimension des menschlichen Leibes plädieren und Ansatzpunkte einer daraus folgernden Diskussion über den wissenschaftlichen Gebrauch von Menschen- und Weltbildern formulieren.

1 Die Perspektive der konstruktivistischen Handlungstheorie

Der in der Einleitung stark reduzierte konstruktivistische Ansatz entspricht – trotz aller Vereinfachung – in etwa dem erkenntnistheoretischen Konsens der modernen Sozialwissenschaften. Danach konstituiert sich der (städtische) Raum in der erkennend-konstruktivistischen Synthese der Sphäre der Dinge und der auf sie bezogenen kulturell erzeugten Bedeutungen wie im kognitiven Gebrauch gesellschaftlich vereinbarter Regeln des Sprechens über diese Dinge und Bedeutungen. Dieses höchst kontingente menschliche Vermögen nennt Werlen in Anlehnung an Giddens „Handeln“. Von zentraler Bedeutung sind die körperhaften Dinge der Welt, in deren Ordnung sich der Mensch kraft seiner eigenen Körperlichkeit erfährt. Raum wird als Kategorie der Erfahrung verstanden, die auf der „eigenen Körperlichkeit im handlungsvermittelnden Umgang mit anderen körperlichen Dingen beruht“ (Werlen 1999: 26).¹ Die Handlung vermittelt so zwischen Person und Umgebung. Giddens sagt:

„Ein menschliches Wesen zu sein, heißt, ein zweckgerichtet Handelnder zu sein, der sowohl Gründe für seine Handlungen hat, als auch fähig ist,

¹ Die erkenntnistheoretische Zentralposition der Körper in der physischen Welt nach Werlen ist schon allein aufgrund der Tatsache, dass es unzweifelhaft nicht-körperliche „Dinge“ von existenzieller Bedeutung gibt (Wind, Kälte, Dunkelheit etc.), völlig unge-rechtfertigt, zumal diese Nicht-Dinge auch im Reich der Bedeutungen nicht aufgehen.

diese Gründe auf Befragung hin diskursiv darzulegen (oder auch: sie zu verbergen)“ (Giddens 1988: 53).

Das so entworfene Individuum agiert als reines Verstandeswesen, dessen Tun der individuell konkreten (nicht nur anthropologisch potentiellen) Möglichkeit nach in dem mit Sprache Aussagbaren restlos aufgeht. Was Hard für das Natur- und Landschaftserleben immer wieder pointiert, gilt in Werlens Raum-Konzept für alle andere Ordnungen von Dingen (zu denen Geographen nur unter größten Choraphobien „Raum“ sagen) in gleicher Weise: Was wir als Landschaft, als Stadt oder als schönes Wetter erleben, ist in semiotischer Sicht immer schon begrifflich vorkonstruiert. Wir sehen unsere Welt durch sprachliche also begriffliche Schablonen; wir nehmen die Dinge in Prozessen rein *geistiger* Verarbeitung wahr (vgl. Giddens 1988: 96).

Die These von der kognitivistischen Wahrnehmung menschlicher Umgebungen hat in den modernen Sozialwissenschaften Tradition. Am Beispiel von Landschaften betont Georg Simmel 1913 deren *geistigen* Charakter; Landschaft lebe nur in der Vereinheitlichungskraft der Seele (vgl. Simmel 1913: 150). Wenzel spricht – beispielhaft für einen *Mainstream* in den aktuellen Sozialwissenschaften – in Bezug auf die Wahrnehmung von Landschaft (visualistisch reduziert) von „Sehfiguren“ (vgl. Wenzel 1991), nach Hard ist die Landschaft das „typische Kopfprodukt der Moderne“ (vgl. Hard 1983: 166) und in der kürzlich von Uta Eser erschienenen Studie über die Denkvoraussetzungen des Naturschutzes wird Landschaft abermals als ein theoretisches Produkt rekonstruiert, das ganz und gar Ergebnis der Ideologien des 19. Jahrhunderts zu sein scheint (vgl. Eser 1999). Variierende, in der Sache aber einige Positionen werden immer wieder vertreten.

Nach Werlen (mit Giddens) handelt der Mensch rational. Deshalb könne es auch keine Eigenschaft eines Raumes oder Ortes geben, die auf Menschen einwirke (vgl. Werlen 1999: 130). Was man als solche Wirkungen fehldeute, sei in Wahrheit die Bedeutungszuweisung eines handelnden Individuums. In dieser konstruktivistischen Perspektive kann Räumliches nur im Handeln der Subjekte ‚entstehen‘. Das vorausgesetzte Menschenbild ist hermetisch. Es taugt allein als Projektionsfläche für kulturell Gemachtes. Für affektive Dispositionen, die in praktisches Tun durchschlagen und *nicht* diskursiv rechenschaftsfähig sind, bleibt kein Platz. Das geometrisierte Menschenbild Werlens unterstellt die generelle Fähigkeit von Subjekten, sich jederzeit selbst zu thematisieren. Die Existenz des Subjekts wird als gesellschaftlich offen und demokratisch vermittelbar angesehen; die subkutane Manipulation von Bewusstseinszuständen wird aber (gegen alle kritische Gesellschaftstheorie) *nicht* zugestanden.

Die Welt der Giddens’schen und Werlen’schen Subjekte breitet sich stets vor den Augen von Handelnden aus, die die zivilisatorische Regression vom Leib zum Körper schon irreversibel hinter sich haben. „Hinter dem Rücken“ scheint

in dieser Vorstellungswelt ebenso wenig zu geschehen, wie diesen Individuen offenbar auch nichts „unter die Haut“ gehen kann (vgl. auch Gerstenberger 1988). Das im Metier der Vernunft agierende Subjekt erfährt sich in seiner eigenen Körperlichkeit zugleich auch in seinem „Verhältnis zu den übrigen ausgedehnten Gegebenheiten (inklusive der Körperlichkeit der anderen Subjekte) und deren Bedeutung für die eigenen Handlungsmöglichkeiten und -unmöglichkeiten“ (Werlen 1999: 222). Dieses theoretisch – gegen jede Alltagserfahrung – konstruierte Subjekt wird in einem szientistischen und darin zugleich naiven Raum verortet, der schlicht aufs Dreidimensionale reduziert ist. Dieses objektivistische Raumverständnis hat sich in Kultur, Wissenschaft und Technik als höchst erfolgreich erwiesen, schränkt Wirklichkeit aber unangemessen ein, „wenn [es] als einzige oder doch zumindest als einzig reale Auffassung des Raumes betrachtet wird“ (Werhahn 2001: 6 f.).

Gegenpositionen zu diesem handlungstheoretisch-konstruktivistischen Menschenbild ließen sich aus verschiedenen theoretischen Perspektiven formulieren: aus der Perspektive der Kritischen Theorie (insbesondere der der „Kulturindustrie“ von Adorno und Horkheimer sowie der des Verhältnisses zwischen Triebstruktur und Gesellschaft von Herbert Marcuse), aus der Perspektive der Technologien und Dispositive der Macht von Michel Foucault oder der Perspektive der Ethnopschoanalyse von Mario Erdheim. Hier wird ein anderer Weg beschritten. Wenn mit der Phänomenologie ein Blick auf das menschliche Tun geworfen wird und damit die vitale Verankerung menschlichen Erlebens in räumlichen Umgebungen ein Zentrum der Aufmerksamkeit bildet, stellt sich die Frage nach dem Grad der souveränen Teilhabe am städtischen Geschehen auf einer methodologisch erweiterten Grundlage.

2 Räumliches Befinden

Graf Dürckheim schreibt im Rückgriff auf Philosophen wie Theodor Lipps seinen bekanntem phänomenologischen Aufsatz über den „gelebten Raum“. Darin hebt er auf eine räumliche Dimension ab, die weder auf die Seite der körperhaften Objekte im Raum fällt, noch auf die diese Objekte wahrnehmenden Individuen. Räumliche Wirklichkeit stellt sich für Dürckheim als „sinnhafte Mannigfaltigkeit in Ganzheiten“ dar (Dürckheim 1932: 389). Das auf die Erklärung von Raumerleben konzipierte Raum-Verständnis geht von der Leiblichkeit des Menschen aus und schließt den Begriff eines *leiblichen Raumes* ein. Folglich sind die Richtungen des leiblichen Raumes auch nicht objektivierbar; implizit geht

Dürckheim vom Begriff des „absoluten Ortes“² aus, von dem aus das erlebende Subjekt elementare Richtungen bildet. Raum ist für Dürckheim „leibhafte Herumwirklichkeit“ (Dürckheim 1932: 395). Deshalb grenzt er das Raumerleben auch von „Bewusstseins“-Kategorien ab. Der erlebte Raum werde als Angelegenheit des Kopfes, der Sinne, der kognitiven Funktionen sowie des fixierenden Bemerkens und Erfassens zu „abständig“ (ebd. 398). Dürckheim richtet seine Aufmerksamkeit auf den Menschen als situativ eingewurzelt Lebewesen, das sich trotz und neben seiner intelligiblen Lebenspraxis in einem gefühlsbezogenen (gelebten) Leben findet. Zu einer Situation gehört das Subjekt ebenso wie alles in seiner Herumwirklichkeit Befindliche und Ausgedehnte. Die gefühlsbezogene Dimension bestimmt er als spezifische Raumqualität. Wenn er sagt, ein Raum könne im Erlebenden lebendig werden (ebd. 407), dann geht er von einer Wirkung von Dingen, Ensembles und Situationen auf den Menschen aus, die *nicht* (jedenfalls nicht *allein*) Produkt mentaler Konstruktionen ist. Die Rede ist nicht von gedanklichen Kategorien, vielmehr von einem „Zumutesein“ (ebd. 407), einem „Bewegungsraum“ (ebd. 413), einem „Verschmolzensein“ mit einem Raum (ebd. 420), von räumlichen „Zumutungen“ durch einen sich im Raum „ausbreitenden Gehalt“ (ebd. 424), von einer im erlebenden Subjekt „zentrierten Wirklichkeit“ (ebd. 426), von „Stimmungsqualität“ (ebd. 439), von „Atmosphäre“ (ebd. 440) und nicht zuletzt von „Raumgefühl“ (ebd. 441). Die Empfindungsqualitäten beschreibt Dürckheim als „berührend“, „anmutend“, „ansprechend“ oder – noch nachdrücklicher – als „Hineingezogenwerden“ und „unwillkürliches Ergriffenwerden“ (ebd. 445). Be- und getroffen ist hier nicht das denkend-handelnde Körper-Subjekt. Die Abstraktionsbasis Dürckheims liegt unterhalb kognitivistischer Vorstellungen; sie setzt am Befinden der unwillkürlichen Lebenserfahrung an. All diese begrifflichen Annäherungen umkreisen eine mediale „Zwischen“-Qualität, die Subjekt und Objekt als ein Drittes verbinden. Dieses Dritte ist – als etwas Flüchtiges – selbst zurückgebunden. Es hat seinen Ort aber weder im oder am Subjekt noch am Objekt. Es ist die Situation, die die „Stimmungsqualität“, „Atmosphäre“ oder das „Raumgefühl“ hervorbringt, ohne deshalb als fester, koordinierter Ort relationalräumlicher Quellpunkt zu sein.

Auch Otto Friedrich Bollnow betrachtet den Raum „im Hinblick auf seinen Stimmungscharakter“, der sich als Phänomen weder auf der Seite eines Objekts noch auf der des Subjekts, sondern „vor der Ausbildung einer Scheidung von Objekt und Subjekt“ konstituiert (Bollnow 1963: 231). Damit stellt auch Bollnow den medialen Charakter einer Stimmung heraus, die den Menschen in einer

² Diesen Begriff verwendet Dürckheim nicht explizit. Systematisch wird ein theoretisch fundierter Begriff des leiblichen Raumes erst bei Hermann Schmitz entfaltet, in die menschliche Wahrnehmung integriert und in einen begrifflichen Kontext seines Systems der Philosophie gestellt (vgl. Schmitz 1964).

noch ungeteilten Einheit mit seiner Umwelt gleichsam ‚trifft‘ (ebd.).³ Jeder Raum habe eine bestimmte Stimmung als gerichtetes Gefühl, die sich auf den darin weilenden Menschen übertrage. Mit der Thematisierung von Stimmungen greift Bollnow eine Aufgabe der Philosophie auf, die vor ihm Heidegger gestellt hatte. Auch er strich den medialen Charakter der Stimmungen heraus, die weder von „Außen“ noch von „Innen“ kommen, sondern als Weise des „In-der-Welt-seins“ aus diesem selbst aufsteigen (Heidegger 1927: 136). In der Stimmung drücke sich das Da-sein als Befindlichkeit, als eine existenzielle „Grundart der *gleichursprünglichen Erschlossenheit* von Welt, mit Dasein und Existenz [...]“ aus (ebd. 37). Er verortet die Stimmung dreifach. *Zum ersten* ist die Stimmung in ihrem räumlich spürbaren Vorhandensein in der „Welt“, in der fühlenden Teilhabe ist sie *zum zweiten* im „Middasein“, und in der „Existenz“ ist sie *zum dritten* im Prozess der sozialen Herstellung. Die Stimmung findet damit ihre Gestalt im praktischen Leben und muss nicht mithilfe projektionistischer Psychologismen in ‚innenweltliche‘ Sonderräume entsorgt werden, um der modernen systemtheoretisch geprägten Sozialtheorie einen Boden zu sichern, der von affektgeladenen Irritationen frei ist.

Heidegger und Bollnow waren zwei große Philosophen des 20. Jahrhunderts, die die subjektbezogene Bestimmung des Räumlichen als *eine* ihrer Aufgaben ansahen. Deren Leitmotiv hatte Nietzsche schon mit einem geisteswissenschaftlichen Arbeitsprogramm hinterlassen, wonach das Tun nicht vom Tuenden zu trennen sei (vgl. Nietzsche, Bd. III: 490), der Tuende (der sich vom Handelnden bezeichnenderweise durch ein *Mehr* an Tätigkeit unterscheidet!) sei also nicht zuerst und schon gar nicht allein vom Kopf her zu betrachten.

2.1 Gefühle im städtischen Leben

Die folgenden drei Beispiele werden jene im Raum erlebbare Qualität annotieren, die auf das subjektive Befinden und Tun einwirken. Dabei werden die Stimmungen in ihrer Bedeutung für das Städtische konkretisiert. Sie werden schließlich in einen weiteren phänomenologischen und begrifflichen Kontext gestellt, einer Bewertung zugänglich gemacht, um so eine klärende Annäherung an das Verhältnis von menschlichem Handeln und menschlichen Gefühlen zu ermöglichen.

2.1.1 Stadt-leben – eine „irrationale Konstruktion“?

Der 1871 geborene Architekt und Künstler August Endell hat mit seinem Text „Die Schönheit der großen Stadt“ eine dichte Beschreibung städtischer Eindrü-

³ Vgl. zum affektiven Charakter der Stimmungen bei Bollnow besonders Bollnow 1956.

cke hinterlassen. Sie verleiht dem Stimmungsraum des Städtischen mit dem Mittel der Sprache Nachdruck und gibt dem affektiven Befinden im Raum der Stadt konkrete Namen.

„Besonders in der Dämmerung macht sich dies Zusammenschieben und Ballen der Formen bemerkbar, die Schattenwolken des Abends füllen die Formen aus. Pferd und Droschke wird eins, sie scheinen dem lebendigen Auge eine graue Masse mit dunklen Schatten und blitzenden Glanzlichtern hie und da: Die Perspektive scheint ganz zu verschwinden, es gibt kein Vorn und Hinten mehr, das Ganze gleicht einem wandelnden nächtigen Berge, über dem gespenstig die roten, trüben Lichter der Laternen aufleuchten. Und so werden aus all den Gefährten wundersame lebendige Wesen: die riesigen gelben Kasten der Postkutschen, die wankenden, donnernden Gebäude der Automobilomnibusse und die gläsernen Schiffe der Trambahnen, die mit ihrem glänzend grünen Leib daherzugleiten scheinen, überraschend in den Kurven sich drehend, und beim Biegen in den großen Scheiben blitzende Lichter aufwerfend.“

„Sie alle schaffen mit am Raum der Straße und tragen zu ihrem Stundenleben bei. Sie dehnen die Straßen hinauf und hinunter, füllen den Platz zwischen den Fußsteigen, bedrängen, bedrohen im dichten Schwarme der großen Verkehrsadern, verlieren sich, versinken in den stilleren Straßen“ (Endell 1908: 198 f.).

Die Beschreibung sagt viel über die Dinge und die Bewegung materieller Körper. Verstünde man Endells Aussagen aber als Sätze über eine Welt der im dreidimensionalen Raum verorteten Körper, müssten sie als irrationale Rede erscheinen; Pferd und Droschke können ja im physikalischen Sinne nie eines werden. Endells Rede lässt sich aber auch nicht als subjektivistisch abtun, denn sie bekundet nicht nur und ausschließlich sein *persönliches* Dasein; dann könnte er nicht verstanden werden. Endell sagt zwar Eindrücke aus, die nur er als *situativ konkret* Erlebender aussagen kann; aber dies sind doch zugleich Eindrücke, die im gehabten Erleben anderer Individuen ihren erinnernden und assoziativen Anschluss finden.

Über die so eindringlich beschriebenen Dinge, Momente und Situationen seiner sprachliche Skizze sagt Endell bezeichnenderweise: „Sie alle schaffen mit am Raum der Straße [...]“. Die Straße, von der Endell nun spricht, ist nicht der relationale Raum der dreidimensionalen Körper-Dinge. Er spricht über den Gefühlsraum der Straße, der sein ‚Befinden‘ im Heidegger’schen Sinne ‚stimmt‘. Damit ist zugleich von einem Grundstrom der Affekte die Rede, der das Erleben im Fluss der Ereignisse auf nachhaltige Weise temperiert. Selbst rationalistisch geklärtes Handeln ist mit diesen gefühlsbezogenen Färbungen in Form spezifischen ‚Wissens‘ verbunden. Die Erlebnispotenzen eines Raumes sind auch und gerade dann als solches ‚Wissen‘ virulent, wenn über reine „Sach“-verhalte ge-

sprochen wird. Der Dürckheimsche Begriff des „gelebten Raumes“ findet in Endells Ausdrucksskizze eine konkretere sprachlich nachvollziehbare Gestalt. Endells Skizze zeigt auch, dass städtisches Erleben keine Sache purer „Innerlichkeit“ ist, sondern dank sprachlicher Aussagbarkeit zu einem potentiellen Thema verhandelbarer Lebensqualität avancieren kann.

Raum erschließt sich nicht allein im Bereich der visuellen Eindrücke. Das drückt sich auch in dem Hinweis auf das Sich-verlieren und Versinken der Eindrücke „in den stilleren Straßen“ aus. Die Geräuschsphäre klingt als wichtige Dimension städtischer Eindrücke an. Die Bereiche der anderen nicht-visuellen Sinne ließen sich ergänzen. Endell spricht über ein distinktes Eindrucks-Bild, das von seinem Erlebnis-„Gegenstand“ verschieden ist. Keine Aussprache vermag trotz schwingungsfähiger Genauigkeit dem Aussagegegenstand zu entsprechen. Die Welt der Dinge kann verfügbar gemacht werden, nicht dagegen die Welt affektiven Befindens.⁴

Das Rauschen von Endells Skizze korrespondiert mit einem in der Photographiegeschichte herausragenden Bild, das Alfred Stieglitz 1893 in New York machte („Die Endstation der Pferdebahn“). Roland Barthes sagt darüber, es bestehe ihn. Diesen *bestechenden* Eindruck macht er sich aber als „Gefühlsregung einer willfähigen Subjektivität“ plausibel (vgl. Barthes 1980: 25 ff.). Der Photographie gesteht er keine Tiefe außer der profanen Bekundung eines „So ist es gewesen“ zu. Da er das Dargestellte deshalb nur aus einer subjektivistischen Perspektive erschließt, übersieht er einen Doppelcharakter der Stimmung, den die Fotografie von Stieglitz wie die sprachliche Skizze von Endell trotz aller Differenz zwischen Eindruck und Ausdruck vermittelt. Beide fungieren als Medien in zweifacher Hinsicht. Zum einen leisten sie den Anschluss einer Weltgegebenheit an eine persönliche affektive Disposition und Sensibilität für Eindrücke, schaffen also via Erinnerung, Assoziation und Konstruktion einen Resonanzboden nacherlebenden und darin teilhabenden Empfindens. Zum anderen schafft das fotografierte (wie das beschriebene) Bild einen räumlich ausgedehnten Gefühlsraum, in den man in dieser oder jener (mitgebrachten) Stimmung eintritt. Man tritt in einer Stimmung in den Bann einer Atmosphäre ein, wenn man sich dem Erscheinen aussetzt. Und schließlich verdoppelt sich der atmosphärische Charakter beider Bilder, denn *als Atmosphäre* weisen sie auf Atmosphären hin, indem sie sie repräsentieren. Das Hineingezogensein in die Atmosphäre *eines Bildes* dieser oder jener Art belegt im „Verschmolzensein“ mit einem Raum (Dürckheim 1932: 420) den atmosphärischen Charakter des gelebten Raumes der Stadt, von dem sie ‚erzählen‘.

Der Begriff der „Stimmung“ trifft das Befinden im gelebten Raum also nur so weit, als er auf die individuell gleichsam mitgebrachte affektive Disposition

⁴ Zum distinkten Charakter von Bildern vgl. auch Nancy 1999: 44 ff.

abhebt. In diesem engeren Sinne hatte aber weder Heidegger noch Bollnow den Begriff der Stimmung verwendet! Von der *persönlichen* stimmungsbezogenen Gefühlsdisposition (i. S. einer persönlichen Situation)⁵ sollte man zur Differenzierung deshalb die „Atmosphäre“ unterscheiden. Sie ist kein nur *individuelles*, sondern ein räumlich, aber ortlos ergossenes Gefühl, das auch intersubjektiv erlebbar und erfahrbar ist (vgl. Schmitz 1981: 343). Eine Atmosphäre ist die Art und Weise, „in der sich Dinge und Umgebungen *präsentieren*“ (G. Böhme 1995: 96). Nach Schmitz schaffen Atmosphären einen Gefühlsraum, in den der von ihr „affektiv betroffene Mensch leiblich spürbar eingebettet ist“ (Schmitz 1981: 185). Es ist dies kein relationaler, sondern ein flächenloser, prädimensionaler Raum, der sich – vom absoluten Ort des erlebenden Subjekts ausgehend – seine leiblichen (unumkehrbaren) Richtungen erschließt. Die persönliche Situation, zu der das leibliche Befinden gehört, entscheidet darüber mit, in welcher Zudringlichkeit eine Atmosphäre jemanden ergreift.

Endells Skizze insistiert in der ausdrücklichen Erwähnung (nicht-visueller) atmosphärischer Eindrücke implizit darauf, dass menschliche Wahrnehmung im Vermögen des Auges nicht aufgeht. In seiner Aussage steckt aber auch der noch weitergehendere Hinweis, dass sich das Ganze seiner Beschreibung nicht auf *einzelne* Eindrücke *spezieller* Sinne zurückführen lässt. Die Möglichkeit, sich in eine Atmosphäre einzufühlen,⁶ deutet schon darauf hin, dass Eindrücke in der Weise ihrer Ansprache die Kanäle einzelner Sinne überschreiten und auch auf eine Art „Summe“ einzelner sinnlicher „Informationen“ nicht reduziert werden können. Nach der Erklärungsweise der modernen Sozialwissenschaften könnte Endells Skizze nur als mentale und lyrische (oder in der Sprache von Hard gar als „kitschige“ oder „peinliche“) Konstruktion des denkenden Kopfes gedeutet werden (vgl. Hard 2001),⁷ die reproduzierend an historischen Vorlagen der Literatur gleichsam kopierend Maß genommen hat.

⁵ Zum Situationsbegriff vgl. Schmitz 1994: 67 ff.

⁶ Was Theodor Lipps und Johannes Volkelt am Anfang des 20. Jahrhunderts noch „Einfühlung“ nannten, wird bei Hermann Schmitz mit dem Begriff der „Einleibung“ in einen weiteren Bedeutungshof eingeschrieben und damit vor allem als Moment leiblicher Kommunikation plausibel gemacht.

⁷ In der für Hard üblichen und sich wenig an Sinnzusammenhänge kritizierter Texte scherenden Polemik diskreditiert er jede emotionale Aussage subjektiven Befindens, die von subjektiver Zudringlichkeit im Ausdruck gekennzeichnet ist, als solche, von der sich „ein Normalwissenschaftler schon aus Taktgefühl (und vielleicht mehr noch aus Gründen der Scham- und Peinlichkeitsvermeidung) im allgemeinen eher fernhält“ (2001: 190). Hard bekennt sich damit als Repräsentant moderner Sozialwissenschaft nicht nur zum Götzentum des Szientismus; zugleich erweist er sich als Wissenschaftshygieniker, für den jede Aussprache erlebter Subjektivität als Sakrileg gilt. Er bastelt damit – unzeitgemäß wie er in dieser Argumentation ist – immer noch mit an einem

Die lebensphilosophische Perspektive der Phänomenologie betrachtet Wahrnehmung nicht physiologistisch-reduktionistisch, sondern aus ihren „simultanen“ (vgl. Hiss 1990) und „synästhetischen“ Überbrückungen (vgl. Schmitz 1989: 47 ff.) einzelner Sinnesleistungen. Das Ganze der Wahrnehmung „des Raumes der Straße“ wird so aus der Perspektive der die einzelnen Sinne umgreifenden *leiblichen* Wahrnehmung verständlich.⁸ Was bei Bollnow das „gerichtete Gefühl“ der Stimmung war und bei Heidegger „Erschlossenheit von Welt, Mitdasein und Existenz“ hieß, lässt sich ohne diese ganzheitlich aufgefasste Resonanz des Leibes nicht verstehen. Unter „Leib“ ist nach Schmitz das zu verstehen, was man „in der Gegend seines Körpers von sich spüren kann, ohne sich auf das Zeugnis der fünf Sinne [...] zu stützen“ (Schmitz 1998: 12).

2.1.2 Hongkong – eine städtische Bild-Atmosphäre

Räume werden über die Brücke der Synästhesien und aus dem unauflöselichen Zusammenhang situativen Befindens erlebt. Wahrnehmung geht auch dann über das Visuelle hinaus, wenn der Wahrnehmungsgegenstand im engeren Sinne nur den visuellen Sinn anspricht. Als Beispiel dient eine Schwarz-Weiß-Fotografie von Hongkong, die Ed van der Elsken (1925-1990) vor rund 40 Jahren aufnahm (vgl. Abb. 1). Das Bild kann auf den ersten ‚Blick‘ nur einen visuellen Eindruck machen. Trotz dieser Beschränkung sind mit dem Bild Verweise auf Eindrucks-momente verbunden, die auf die Besonderheit der dargestellten städtischen Atmosphäre aufmerksam machen: Dichte, Heterogenität und Vitalität städtischen Lebens. Alle drei Merkmale erschöpfen sich nicht in visuellen „Informationen“, gehen vielmehr auf einen Erlebniskontext zurück, in dem Dichte, Heterogenität und Vitalität als befindliches Dasein in städtischer „Herumwirklichkeit“ (Dürckheim) im eigenen Mitsein auch gespürt worden sind.

Auf dem engen visuellen informationstechnischen Kanal des Bildes ist – gleichsam eingelagert in die lebendige Situation der Hafenszene – eine dunstige Atmosphäre sichtbar. Die über und in der Bebauung liegenden Dunstschwaden verleihen der Gegend eine zwischen Plastizität und Luzidität schwankende Form der Sichtbarkeit. Diese Atmosphäre verdankt sich der Beschaffenheit der Luft und des Lichtes. Generell gilt, dass die Ordnung der körperhaften dreidimensionalen Dinge nur eine Basis für das Zustandekommen spezifischer Atmosphären liefert. Seinen so zudringlichen Akzent erhält ein Eindruck nicht ausschließlich durch die körperhaften Dinge, sondern insbesondere durch die so genannten „Halbdinge“. Das sind zum Beispiel Geräusche, Gerüche, Temperaturen, der Wind, das Licht, der Schatten etc. Es sind Erscheinungsweisen, die am Charakter der Dinge

Triumph des geschriebenen Wortes gegen jede Lebenserfahrung, d. h. an einer Geschichte, die für Michel Serres in einer Wahrnehmungskatastrophe endete (Serres: 339).

⁸ Vgl. auch Gernot Böhmes Anmerkungen zu Endell (1998: 52 ff.).

nicht zu fassen sind, aber in ihrer Flüchtigkeit die Eigenart einer Atmosphäre entscheidend mitgestalten.⁹ Halbdinge unterscheiden sich nach Schmitz

„[...] von Dingen auf zwei Weisen: dadurch, dass sie verschwinden und wiederkommen, ohne dass es Sinn hat, zu fragen, wo sie in der Zwischenzeit gewesen sind, und dadurch, dass sie spürbar wirken und betroffen machen, ohne als Ursache hinter dem Einfluß zu stehen, den sie ausüben, viel mehr als die Wirkung selbst“ (Schmitz 1994: 80).

Die Zudringlichkeit der „Halbdinge“ lässt sich nicht mit einem Rückgriff auf kulturelle Bedeutungen (als Projektion von Empfindungs-Vorlagen in konkretes Erleben) erklären, wenn auch zu allen Zeiten gerade die Halbdinge als ‚Bauelemente‘ für die Herstellung von Atmosphären zum Zwecke der sozialen Konstruktion darauf aufbauender Bedeutungen benutzt worden sind. So ruht auch die Atmosphäre der „Lebendigkeit“ in der dargestellten Szenerie weniger in einem semiotischen Bedeutungskern *gedachter* Lebendigkeit, als vielmehr in einem irgendwann und -wo vital erlebten Eindruck *gelebter* Lebendigkeit. Ein atmosphärischer Eindruck geht nie in einer semiotischen Kategorie auf, die als Sub- oder Sonder-„Text gelesen“ werden kann. Atmosphären werden ganzheitlich als chaotische Mannigfaltigkeiten gespürt, auch wenn sich nur in kulturell geprägten und zirkulierenden Begriffen darüber sprechen lässt.

Nach Gernot Böhme ist eine Atmosphäre etwas, das man *spüren* muss, um zu verstehen, worum es in solchem Reden eigentlich geht. Die Atmosphäre einer Stadt ist eben „die Art und Weise, wie sich das Leben in ihr vollzieht“ (G. Böhme 1998: 55). Das Bild einer städtischen Szene kann deshalb auch nur Anspielung auf eine Atmosphäre bleiben, wenngleich auch das darauf verweisende Bild schon eine Atmosphäre hat, die trotz ihrer Begrenzung auf das Sichtbare und trotz aller Kargheit der Grauwerte als Atmosphäre vorscheint. Dieser rätselhafte Rest des im Bild zurückbleibenden Eindrucks gehört zum distinkten Charakter eines Bildes. Deshalb provoziert es auch das Erlebnisbedürfnis (eher als irgend eine intelligible und wissbegierige Frage), die mediale Distanz des Bildes zu einer leiblich erfahrbaren Realität hin zu durchbrechen.

2.1.3 Gemachte Atmosphären: Eine Empfangshalle in Rotterdam

Während die Atmosphäre der Hongkonger Hafenszene niemand „gemacht“ hat (sieht man vom gemachten Charakter des Bildes ab), werden in Architektur und Stadtplanung Atmosphären auch zielgerichtet hergestellt, um über spezifische

⁹ Die Bedeutung der Atmosphäre für die Wahrnehmung von Landschaften sah schon der Karstmorphologe Herbert Lehmann, verfolgte seine diesbezüglichen Beobachtungen aber am Ende seines akademischen Lebens nicht weiter; vgl. Krenzlin/Müller 1986.

Gestaltungsarrangements eine zudringliche Wirkung zu entfalten. Ob die gebauten Suggestionen im Sinne ihrer intentionalen Programmatik dann auch tatsächlich ins individuelle Erleben und Befinden durchschlagen, ist damit nicht gesagt. Das folgende Beispiel illustriert eine gemachte Atmosphäre und deren Wirkung auf eine Gruppe von Studierenden (vgl. Abb. 2).

Die Empfangshalle des Hauptverwaltungsgebäudes der niederländischen Lebensversicherung Nationale Nederlanden und der ING Bank ist kein öffentlicher Raum. Als gleichwohl zugängliche und durch große Fensterflächen einsehbare Zone ist das Foyer ein halböffentlicher Raum, den man ungehindert betreten kann. Eine Gruppe von Studierenden hat sich diesem hallenartigen Innenraum ausgesetzt, um den von ihm ausgehenden atmosphärischen Eindruck benennen zu können. Die Aussagen verweisen zu einem beträchtlichen Teil auf Gefühle der *Enge*. Die „enge und von oben drückende Kälte“ des (tatsächlich) keineswegs kleinen und ebensowenig niedrigen Innenraumes vermittelt ein Gefühl der Unsicherheit und Bedeutungslosigkeit, das sich in Bewegungsverläufen niederschlägt: Man hält sich eher an den Rändern des Innenraumes auf als im lichten Zentrum des nach oben offenen, hallenartigen und zugleich sakral wirkenden Raumes. Es werden Eindrücke beschrieben, in denen man sich als ‚geduldeter‘ Zuschauer erlebt. Die gebaute Situation flöße eine gewisse Ehrfurcht vor dem unbestimmt wirkenden Ganzen des inneren Bauwerkes ein. Allenfalls könne man noch ein Gefühl des distanzierten Betrachters zulassen, während der Kreis der „Inkorporierten“ (der Beschäftigten) durch den weiß leuchtenden Lichtkranz eines Entrees schreite und auf einer der würdig langsam fahrenden Rolltreppen in ein imaginäres Nirvana emporbefördert werde. Die sich im Innenraum in bestimmten Haltungen bewegend Personen tragen entscheidend zum Zustandekommen dieser für den „Allochthonen“ so distanzierten und dadurch auch disziplinierenden Atmosphäre bei.

Die Situation vermittelt *allgemeine* Einsichten in eine gesellschaftliche Praxis der Herstellung präsentativer Symbole der Macht mit den Mitteln der Architektur. Deshalb setzen sich die symbolgenerierenden Eindrücke in ihrer klein machenden (in gewisser Weise „erniedrigenden“) Wirkung auch nicht im Metier des Denkens (also auf keinem kognitiven Wege) durch, sondern vermitteln sich über die Brücken der leiblichen Wahrnehmung. Hier treffen sie über die erzeugten Atmosphären zunächst das Gefühl. Die am Bau in Szene gesetzten Symbole der Macht führen so umstandslos zur unbewussten Manifestation *konkreter* Herrschaftsverhältnisse, denn die Situation der leiblich in Gefühlen der Engung zudringlich werdende Atmosphäre wird in der Wahrnehmung des alltäglichen Betrachters ja gerade nicht *bedacht*. Den nach-*denkenden* Verstand erreichen (dissuasive) Atmosphären erst dann, wenn sie in ihrer Zudringlichkeit zum Anlass aporetischen Stutzens werden und der gefühlsmäßigen Gerichtetheit dem Empfinden für einen Moment die Orientierung rauben. Was in einem Moment einsetzender Re-Orientierung in Schritten ästhetischer Arbeit der Sinne ge-

schiebt, lässt sich als eine „Verletzung“ kultureller Selbstverständnisse und Selbstverständlichkeiten beschreiben. In Augenblicken einsetzenden Sich-selbst-gewahr-Werdens in einer Situation leiblichen Spürens liegt der Keim fallbezogener (nicht univeralistischer) Aufklärung, die nicht theoretisch beginnt, sondern ästhetisch. Es ist im Sinne von Welsch eine Form der Erfahrung, die im Metier „transversaler Vernunft“ arbeitet. Ästhetischer Wahrnehmung kommt dabei der Status einer Rationalität zu, weil sie ihrer eigenen Sprache folgt und eigene Regeln und Geltungsansprüche kennt. Transversale Vernunft verknüpft die Rationalitäten da, wo sie sich berühren und sich etwas sagen, ohne dieselbe Sprache zu sprechen. So kann ästhetische Wahrnehmung diskursfähig und damit für eine Intervention gegen das Immer-so-weiter kulturell vorgängigen Empfindens und (Nicht-)Denkens gestärkt werden (vgl. Welsch 1987: 295 ff.).

Das situative Eintauchen in den halböffentlichen Innenraum der Empfangshalle des Delftse Poort traf zunächst die dumpfe Sprache des Leibes. Über die synästhetischen Charaktere, die der Atmosphäre anhängen, spannten sich Brücken zu tradierten und kulturell zirkulierenden (Herrschafts-)Bedeutungen. In Situationen des Stutzens und Nach-Denkens konnten sie bewusst werden und sich in ihrer Symbolik öffnen. Über die Reflexion des Affiziertwerdens durch den Innenraum eines Bauwerkes kann die Erfahrung gemacht werden, dass sich mit Hilfe architektonisch erzeugter Atmosphären Gefühle herstellen lassen, um Menschen für bestimmte Zwecke geneigt zu stimmen – auf dass sie etwas tun, ohne dabei auch *zu handeln*.

Die Herrschaft der Zeichen erweist sich als schwankendes Boot – kein Bild ist hermetisch! Auch dies gehört zu den Erfahrungen des Ortes: Ein Zeichen kann sich gegen seinen Autor wenden, denn im Moment der Entzifferung gerät es für einen kurzen Moment in den Zustand semiotischer Verflüssigung. Eine Bedeutung zerläuft dann auf dem Empfindungsgrund seiner Abstraktionsbasis und lässt für einen Moment ihr konstituierendes Gefühl durchschimmern. Das Wachwerden des Denkens in der Rationalität des Ästhetischen konfrontiert sich mit der Leiblichkeit des Empfindens und verweist als Möglichkeit auf eine zwar kolonisierte aber letztlich doch unverfügbare Erfahrungsdimension des Menschen.

2.2 Stadt und Atmosphäre

In der soziologischen Diskussion um die Zukunft der Stadt kommt die für das Zustandekommen von Urbanität so wichtige Frage nach der Atmosphäre eher peripher zur Geltung. Wenn Häußermann und Siebel von der potentiellen „Vernichtung“ des Raumes durch die Telekommunikation sprechen (vgl. Häußermann/Siebel 1997: 295), dann ist damit nicht der euklidische Raum gemeint, sondern implizit auch jene atmosphärische Qualität des städtischen Raumes, von der vor 100 Jahren schon Simmel sprach (vgl. Simmel 1903). Damals beschrieb er ein großstädtisches kulturelles Klima, dessen tragende Säulen menschliche

Eigenschaften der Distanziertheit waren. Urbanität ist eine Lebensform, die sich an konkreten Orten auch ausdrückt. In eine Gegend schreiben sich die Spuren des in ihr gelebten Lebens auf flüchtige, eben atmosphärische Weise ein.

Die lückenlos ästhetisierte und aseptische Stadt ohne Zonen des sichtbaren Wandels und der noch offenen Übergänge kann dieser Atmosphäre keine Orte bieten. Häußermann und Siebel votieren im Sinne der Erlebbarkeit lebendiger Städte deshalb auch für die Schaffung von „Räumen des Dazwischen und des Übergangs“ (Häußermann/Siebel 1997: 307). Solche Orte können brachfallende Bauwerke sein, in die oft auf chaotisch ungeordnete Weise neue Nutzungen einwandern. In ehemals hafenwirtschaftlich genutzten Gebäuden am tiefen Wasser leiten solche Umnutzungsprozesse einen spürbaren atmosphärischen Wandel ein, der die Lebendigkeit von Stadt auf der Ebene des gelebten Raums erfahrbar macht. Ilse Hellbrecht beschreibt solche transversalen Zonen als Räume der Wiederkehr der Innenstädte (vgl. Hellbrecht 1996). Es sind nicht selten Orte der Gentrifizierung, die durch die Herstellung spezifischer Atmosphären affizieren. Belege finden sich an innenstadtnahen Wasserfronten in den westlichen Metropolen zahlreich. Mit den aufgedelnten Wohnquartieren der jüngeren wohlhabenden Mittelschicht kommen aber auch oft *cleane* und aseptische Zonen in die Stadt. Die hier entstehenden Atmosphären wirken distanziert, nüchtern, „zugeknöpft“. Im Gegensatz dazu stehen die Räume der Überlagerung heterogener Funktionen, die noch im Moment des Zerfalls alter Nutzungen aus dem Boden schießen. Es sind transitorische Zonen, an deren Ränder neue Wohn- oder Büronutzungen in alte Lagerhäuser oder dahinwitternde Brachen einziehen, bevor klar ist, was hier eines Tages stehen wird. Solchen gebrochenen Prozessen begegnet man überall da, wo die Bau- und Planungsdezernenten ihre Aufgabe im Geiste einer kreativen Improvisation und nicht als bürokratische Fundamentalisten angehen.

Der städtische Raum ist in besonderem Maße durch seinen atmosphärischen Charakter gekennzeichnet. Der Begriff der „Urbanität“ hat wie der des „Städtischen“ einen atmosphärischen Kern. Es hat sich gezeigt, dass Atmosphären nicht einfach auf mentale Konstruktionen oder Projektionen zurückgeführt werden können; dann wären sie rein geistiger Art und bedürften zu ihrer Entstehung nicht besonderer Elemente jenseits dinghafter Körper. Hier kann das Licht, das an bestimmten Orten besondere Beleuchtungsverhältnisse entstehen lässt, stellvertretend für alle Halbdinge stehen. Einer großen regionalen und kulturellen Variation ihres Erscheinens verdanken sich aber besonders Gerüche (vgl. G. Böhme 1998: 49 ff. sowie Bischoff 2001) und Geräusche. Weit weniger als die visuellen Eindrücke können Geräusche und Gerüche in einzelne Eindrücke getrennt werden. Geräusche verlaufen nach Georg Picht im „Klangraum“ zu einer Gestalt (vgl. Picht 1986: 389 f.). Geräusche und Gerüche machen aufgrund ihrer besonderen unausweichlichen Zudringlichkeit besonders deutlich, was im Prinzip grundsätzlich für Halbdinge gilt. Sie erscheinen unörtlich im Raum und „berüh-

ren“, „muten an“, „sprechen an“, sind in einem Gefühl des „Hineingezogen-seins“ oder „unwillkürlichen Ergriffenseins“ (mit Worten Dürckheims) präsent.

Gernot Böhme trägt dem medialen Charakter von Atmosphären und ihrer Bedeutung als Dimension subjektiver Erfahrung der Stadtwirklichkeit Rechnung. Den Herd einer positiv erlebten Atmosphäre bilden in seiner Perspektive nicht Dinge, Dienstleistungen, Ausblicke, Sichtbeziehungen o. ä., sondern die Art und Weise, wie sich das Leben in der Stadt vollzieht, wie also zu all diesen Dingen und Gegebenheiten Beziehungen hergestellt und gelebt werden. „Was einen anspricht in einer Stadt, lässt sich nicht als Sprache deuten, vielmehr geht es als Anmutungscharakter in das Befinden ein.“ (G. Böhme 1998: 56) Dieses Ansprechende entzieht sich einem rein verstandesmäßig gedachten, sich selbst und anderen gegenüber kommunikativ rechenschaftsfähigen Subjektbegriff. Dem Ansprechenden korrespondiert die „leibhafte Herumwirklichkeit“ Dürckheims, die unterhalb der sprachlichen Abstraktionsbasis geronnener Bedeutungen als leibliche Resonanz empfunden werden kann. Die Eindrücke des Städtischen sind dort im gelebten und belebten Raum besonders vital, wo die Bewegungen, Haltungen, Gesten, Stimmungen und die zu Figuren zerfließenden Gestaltverläufe der Daseienden einen öffentlichen Raum schaffen.¹⁰

Mit den Atmosphären sind somit auch Weisen menschlichen Daseins angesprochen, die mit Handeln nur unter bestimmten Bedingungen etwas gemeinsam haben. Auch wenn atmosphärisches Befinden ansatzweise in Fragmenten mit Sprache aussagbar ist, so bedarf es doch zunächst stets der Übersetzung, denn das Zündende am Befinden ist dessen Gefühlsqualität. Die westliche Intellektualkultur hat eine Kompetenz des Sprechens über *objektive* nicht aber über *subjektive* Sachverhalte auf- und ausgebaut. Sprechen und Verstehen ist auf Texte oder Textähnliches fokussiert (vgl. Schmitz 1980: 48), weshalb Gernot Böhme im Blick auf die westliche Kulturtradition anmerkt, man habe „alles, was man nicht in Strukturen fassen konnte [...], in die Bedeutungen verlagert“ (G. Böhme 1998: 56). Im Bereich der Gefühle, zu denen die Atmosphären als räumlich ausgedehnte Gefühle gehören, läuft die Sprache der westlich-christlichen Kultur deshalb allzu schnell leer und verliert sich in strukturellem Stammeln.

Dieses Nicht-sprechen-Können ist gegen die Entdeckung seines zivilisatorischen Defizits kulturell gesichert. Gefühlsfragen gelten als Privatsache. So stauen sich die Eindrücke und Erfahrungen aus der unwillkürlichen Lebenserfahrung in

¹⁰ Claudia Lorenz stellt diesen Aspekt der „Anwesenheit von Menschen“ in der Entstehung einer Atmosphäre besonders heraus (vgl. Lorenz 2001). Am Beispiel der menschlichen Belegung eines halböffentlichen Innenraumes in Rotterdam (Hotel New York) habe ich an anderer Stelle die unbedingte Abhängigkeit bestimmter Atmosphären vom bewegten Belebten durch Menschen beispielhaft beschrieben (vgl. Hasse 2000: 141 ff.).

einem Bereich des Nichtaussagbaren auf. Die „Spanne zwischen Begreifen und Betroffensein“ (Schmitz 1998: 8) klappt auf und öffnet ein Tor zur Kolonisierung individueller Wünsche und Hoffnungen. Als Projektionsbühnen nicht bewusst gewordener Gefühle sind sie eine zentrale Arena der „Kulturindustrie“.¹¹ In der gesellschaftstheoretischen Perspektive Foucaults lassen sie sich auch als Medien der Disziplinierung interpretieren, als ‚Rohstoffe‘ der Technologien der Macht.

Die atmosphärisch im Raum ausgedehnten Gefühle weisen eine epistemologische Doppelstruktur auf. Atmosphären führen eine zweifache Existenz. Zum einen sind sie Dimension des Handelns, zum anderen als Medium der ‚Verführung‘ aber auch das Andere des Handelns. Man kann – als Normalnutzer städtischer Räume – in den Bann einer städtischen Atmosphäre hineingeraten und sich im Gefühl einer bestimmten Form von Anwesenheit finden (vgl. Hauskeller 1995). Man verfügt in einer solchen typischen Alltagssituation dann nicht über ein diskursives Instrument, die Gefühle als einen „Code“ ernst zu nehmen (vgl. Landweer 1995: 86), so dass das eigene Spüren schwer aussagbar, in gewisser Weise fremd und der Sprache gegenüber inkommensurabel bleibt. Davon unterscheidet sich die Situation der Arrangeure solcher Atmosphären kategorial, wie das Beispiel zur Architektur des Delftse Poort in Rotterdam zeigte. In den USA hatten wissenschaftliche Experten für unbewusste ästhetische Prozesse an der Umgestaltung von Ausstellungsflächen eines großen amerikanischen Kfz-Herstellers mitgearbeitet. Nach der erfolgten Umgestaltung sollen die Verkäufe um mehr als 30 % gestiegen sein (vgl. Rötzer 2000: 74).

Dass die Manipulation menschlichen Verhaltens durch die ästhetische Gestaltung von Umgebungen zur subkutanen Ausübung von Herrschaft ein hoch effizientes Mittel sein kann, ist altbekannt. Die Architektur (man denke an die Epoche des Barock oder den Sakralbau insgesamt) ist eine der traditionsreichsten Handlungsfelder. Auf der Seite der ästhetischen Macher muss also nachdrücklich *Handeln* als rationales und strategisches Tun gelten. Professionalisiertes instrumentelles Wissen kommt in der praktischen Anwendung auf diesem Niveau auch diskursiv gestützt zur Geltung. Wer *bewusst* Atmosphären macht, muss wissen, welche Suggestion das Gefühl *unbewusst* antönt. In der Perspektive der konstruktivistischen Handlungstheorie dürfte es dieses Handeln prinzipiell nicht geben, denn damit würde eine Rationalität als Handlungsquelle anerkannt, deren Wirkungsweise geleugnet wird.

Wer von einer gemachten Atmosphäre getroffen wird, folgt aber nur so lange mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit dem angestrebten Verhaltensprogramm, als dessen Grammatik und Wirkungslogik unerkannt bleibt. Das kulturell im Metier

¹¹ Adorno, Horkheimer, Marcuse, Fromm oder später Foucault in Frankreich sind immer wieder diesen Spuren der systemischen Flexibilisierung der Individuen für die Interessen von Ökonomie und Politik gefolgt.

der Gefühle begrenzte und tabuisierte Sprechvermögen kommt der Nachhaltigkeit dieses Verdeckungseffekts entgegen. Als Technik des Sprechenlernens versteht sich Gernot Böhmes Aktualisierung der Physiognomik im Anschluss an Alexander von Humboldt. Böhme greift heute die Tradition der Physiognomik wieder auf und löst sie programmatisch aus ihrem semiotischen Rahmen.

„Die Züge einer Physiognomie werden nicht als Zeichen für einen inneren verborgenen Charakter verstanden. Sie werden vielmehr als Erzeugenden aufgefasst, die einen *Charakter* in der *Erscheinung* spürbar werden lassen“ (G. Böhme 1999: 51).

Der Akzent wird vom Ausdruck einer Stadtlandschaft, einer Straße oder eines Bauwerkes zu dessen Eindruckspotential verschoben. Mit der Konzentration auf die Eindrücke wird die Physiognomik im Kontext einer ästhetischen Ästhetik verortet, deren Programm der geisteswissenschaftlichen Reflexion subjektiver Wahrnehmungen gilt. Im Sinne einer ästhetischen Physiognomik ist jeder subjektiv erlebte Eindruck empirisch relevant und deshalb auch kein Gegenstand letztgültiger (besserwissender) szientistischer Interpretation ‚von oben‘.

Man kann ohne jeden rationalen Handlungsanspruch in den Raum einer (gemachten) Atmosphäre hineingeraten. Jenseits architektonisch verdeckter Strategien gerät man schon infolge der Wechselhaftigkeit des Wetters ohne jedes intentionale Zutun in Atmosphären erscheinender Natur. Das gilt auch für die Stadt, deren gebauter Raum plötzlich im Licht, Dunst oder in der Wärme eine unveränderbare charakteristische Gestalt erhält.¹² Dieses Erscheinen städtischer Räume, das in seiner Wechselhaftigkeit in jeder Metropole am Erscheinungsbild der Hochhäuser beobachtet werden kann, ist für die soziale Herstellung von *Bedeutungen* des Städtischen ein nicht wegzudenkendes Moment.

3 ‚Handeln‘ in phänomenologischer Sicht

Einige Grundelemente der konstruktivistischen Handlungstheorie von Giddens sollen im Folgenden rekapituliert und im Hinblick auf die herauszustellenden Differenzen zum phänomenologischen Handlungsbegriff kontrastiert werden.

¹² Bis in die 60er Jahre verfolgte Herbert Lehmann die Wirkungsweise der Eindrücke, die von Landschaften ausgehen und auf Situationen persönlichen Befindens als landschaftliche Atmosphäre einwirken (vgl. Krenzlin/Müller 1986). Seine theoretische Aufmerksamkeit galt der landschaftlichen Physiognomik. Auf die Erscheinungsweise von Landschaften wandte Alexander von Humboldt sie bereits an. Schon ihm ging es hierbei um nichts „hinter“ der Erscheinung einer Landschaft, sondern um das, was *an* ihr erlebt werden kann (vgl. G. Böhme 1999: 50).

Eine Handlung ist nach Giddens und Werlen zielgerichtet und rational. Sie setzt die Inanspruchnahme von Verstand, Wille und Körper voraus. Mit diesem Verständnis korrespondiert eine dichotomische Ontologie von Sinn und Materie, die sich in vielen anderen erkenntnistheoretisch tradierten Dichotomien spiegelt – in der Zweiteilung von Geist und Körper, von Subjekt und Objekt oder von Schein und Sein. Dem Bewusstsein kann danach nichts gegeben sein, das nicht durch den Kanal des Willens gegangen und damit Ausdruck eines über sich selbst verfügenden Subjekts ist.

Schon die Beispiele konnten zeigen, dass diese Annahme fehlschlägt. Für Werlen wären die dort und unter 2.2 beschriebenen Arten und Weisen menschlichen Befindens auf dem Niveau „unbeabsichtigter Folgen von Handlungen“ (Werlen 1999: 205 f.) anzusiedeln. In diese Kategorie müsste auch das Gefühl der Enge in einem Hohlweg oder des schwindligen Blickes in abgründige Tiefe fallen. Das mag theoretisch aufgehen, passt aber nicht zur Wirklichkeit gelebten Lebens! Die Kategorie „unbeabsichtigter Handlungsfolgen“ erweist sich auf den zweiten Blick als „Reinigungspraxis“ (Zierhofer 1999) und „Desinfektionsmittel“ gegen die Vitalität des praktischen Lebens. Diese Reinigung ist Moment *wissenschaftlichen* Handelns und dient der (termino-)logisch geregelten Abstraktion von nicht-rationalistischen Tätigkeiten. In einem wissenschaftshygienischen Akt der Idealisierung wird so das menschliche Tun konstruktivistisch verfügbar gemacht und diese Verfügungsmacht den Individuen selbst zugeschrieben.

Zu dieser Prozedur gehört auch die rationalistische Vorstellung, „Raum“ sei eine Gegebenheit, „die der mentalen Welt angehört und dementsprechend kognitiver Art ist“. (Werlen 1999: 207). Als mentale Konstruktion wird „Raum“ ausschließlich „auf den Wirklichkeitsbereich der Welt der ausgedehnten Körper (bezogen), nicht aber auf die immateriellen Gegebenheiten oder die intersubjektiv konstituierten sozial-kulturellen Gegebenheiten“ (Werlen 1999: 222). Jede andere Verwendung des Raum-Begriffs wird im voraus schon als „inadaquater Reduktionismus“ diskreditiert. Die „Warnung“ insistiert auf der konsequenten Ausklammerung all jener menschlichen Lebensäußerungen, die das Filter des zugrunde gelegten verstandesmäßigen und abstraktionistisch-idealistischen Menschenbildes nicht passieren.¹³

Atmosphärische Eindrücke stehen in einem höchst lockeren Verhältnis zu konstruktivistischem *Handeln*, soweit sie nicht Gegenstand strategischer Arrange-

¹³ Die Brüchigkeit dieser „reinigenden“ Konstruktion wird schnell klar, wenn man sie auf menschlich elementare Befindlichkeiten anwendet. Sowenig der Schwindel oder das bedrückende Gefühl der Enge als Resonanz des *Körpers* angesehen werden kann, so wenig handelt es sich bei Eindrücken dieser Art um „mentale“ Angelegenheiten oder „kognitive“ Gegebenheiten. Beides hat auch nichts mit Intentionalität oder Rationalität zu tun.

ments sind. Dem Passanten etwa, der einen Laden betritt, eine Straße quert oder durch eine Passage schlendert, stößt eine atmosphärische Situation eher zu, als dass er sie planvoll und ihrer selbst wegen aufsuchen wird. Werlen muss affizierenden Eindruckssituationen gegenüber blind bleiben – oder sie als kognitive „Interpretationen“ und damit als soziale Konstruktionen theoretisch passend machen. Sein reduktionistischer Zuschnitt des Raumbegriffs für die Welt der materiellen Körper versperrt ihm den Blick für die leibliche Rückseite des *menschlichen* Körpers. Werlen spricht zwar gelegentlich (sogar im Rückgriff auf Heidegger) vom Leib; er erläutert den Begriff aber nie in seiner kategorialen Differenz zum Körper. Das führt zu einer in der Sache höchst schwammigen und im Wesentlichen tautologischen Leib-Körper-Methaphologie. Der theoretische Kurzschluss, den Menschen gleichsam am Kopf auf die Füße zu stellen, resultiert aus einer Gleichsetzung der Welt der Dinge (unter Abzug der Halbdinge) mit der Welt der menschlichen Körper (unter Abzug des Leibes) sowie der Konstruktion eines zwischen beiden Bereichen handlungsvermittelnden Bindegliedes in Gestalt geistiger, mentaler, kognitiver und bedeutungserzeugender Kompetenzen.

Aus der oben knapp ausgeführten Differenzierung zwischen menschlichem Leib und Körper ergibt sich eine Reihe von Konsequenzen, die in der Überwindung eines reduktionistischen Menschenbildes zur Aufspaltung des Handlungsbegriffes führt.

Nach Helmuth Plessner ist die Crux der Leiblichkeit „ihre Verschränkung in den Körper“ (Plessner 1980: 368). Der Mensch wird das Chisma nicht los, einen Körper zu *haben* und ein Leib zu *sein* – und als solcher sich zu fühlen. Plessner sieht im körperlich-leiblichen Doppelaspekt den Zwang zum Ausgleich und in diesem Ausgleich die Wiege des Handelns (ebd.); der eigene Körper werde als *Leib* manipuliert oder instrumentalisiert (vgl. ebd. 369). In der Dimension des Erlebens stellt sich die Subjekt-Objekt-Spaltung in ihrer Unaufhebbarkeit als Konflikt dar. Sie „zwingt den Menschen zu *handeln* [...]“ (ebd.). Deutlich tritt die Spaltung in solchen Situationen vitalen Erlebens auf, in denen das Individuum in einen Geschehensfluss verwickelt ist, der ihm keine Zeit zum Nachdenken lässt, so dass das Tun seinen Ausgang nicht im Zentrum des intelligiblen Denkens nehmen kann. Dieses Handeln ist kein rationales und rechenschaftsfähiges wie jenes, das an der intentionalen Quelle eines kognitiven Entwurfs entspringt. Die Phänomenologie¹⁴ verwendet also ihrerseits einen Handlungsbegriff, der aber im Unterschied zu dem der soziologischen Handlungstheorie auf der Ebene des leiblichen Befindens ansetzt, also auf der Abstraktionsbasis der unwillkürlichen Lebenserfahrung, das heißt unterhalb intelligiblem Handeln. Auf dieser Ebene der noch nicht vollzogenen Ausschlüsse und terminologisch-isolierenden Trennungen von Einzelnem aus dem Mannigfaltigen der Lebenser-

¹⁴ Hier bezogen auf die Neue Phänomenologie, die auf dem System der Philosophie von Hermann Schmitz fußt.

fahrung stimmt die Phänomenologie auch dem Konstruktivismus zu. Diese Zustimmung verweigert sie aber im Moment der gnostischen Auflösung von Mannigfaltigkeiten in Einzelheiten. An die Stelle des phänomenologischen auf Ganzheiten gestimmten erkenntnistheoretischen Grundbegriffs¹⁵ der „Situation“ tritt im Konstruktivismus die „Konstellation“, in der das in Einzelnes Getrennte dann als „Quasi-Ganzheit“ betrachtet werden soll. Isolierung und Synthese, die hier aber erforderlich werden, haben die phänomenologisch konstitutive Abstraktionsbasis hinter sich gelassen. Die Atmosphäre ist ein beispielhaftes Phänomen, das die Unmöglichkeit der Auflösung in Einzelnes zeigt – es sei denn eben um den Preis der Abschaffung der Atmosphäre selbst.¹⁶

Schmitz¹⁷ versteht unter „Handeln“ die aktive Zuwendung des vitalen Antriebs an ein Thema „in Übereinstimmung mit dem eigenen Streben des personalen Subjekts“ (Schmitz 1994: 213). Handeln setzt personale Emanzipation voraus, das heißt ein Mindestmaß an Orientierung. In den Dimensionen der Orientierung spielt die Emanzipation des *Dieses* als bewusste Differenz zwischen Identität und Verschiedenheit eine wichtige Rolle. Die Emanzipation des *Dieses* bereitet den Boden, auf dem eine zur Unterscheidung fähige Orientierung überhaupt erst möglich wird, denn mit ihr spaltet sich der ganzheitlich erlebte Gerinnungszustand des Chaotisch-Mannigfaltigen zugunsten *einzeln* sich abzeichnender Situationen auf (vgl. ebd. 110 ff.). „Themen“ der Zuwendung durch Handeln sind insbesondere „Programme“ als etwas, das sein soll.¹⁸ In ihnen steckt auch ein Moment von Intentionalität! Handeln setzt also eine Übereinstimmung mit dem eigenen Streben voraus (vgl. Schmitz 1994: 213), eine Absicht, hinter der nun aber kein kognitiv entworfenen Sinn steckt, vielmehr Zuwendung als *vitaler Antrieb* (durch Konzentration der Aufmerksamkeit, Aktivieren der leiblichen Spannung beim absichtlichen Beobachten etc.) (vgl. ebd.). Auf die *Körper*-Bewegung kommt es dabei nicht an! Der vitale Antrieb liefert die situativ gelebte Energie gerichteten Tuns. Er gestaltet sich in einem Verschränkungsverhältnis von Engung und Weitung (im Pulsieren der Atmung z. B.), ist also selbst *kein*

¹⁵ Zum Situationsbegriff vgl. Schmitz 1994: 67 ff.

¹⁶ Zur Kritik am Konstruktivismus sowie zu den Beziehungen zwischen Konstruktivismus und Neuer Phänomenologie vgl. Schmitz 1999.

¹⁷ Weitaus präzisere Differenzierungen zu einem phänomenologischen Handlungsverständnis findet sich bei Hermann Schmitz, dessen Neue Phänomenologie sich durch eine begrifflich-systematische Klarheit auszeichnet, wie sie den phänomenologischen Hauptwerken des 19. und 20. Jahrhunderts weitgehend fehlt.

¹⁸ Zu denken ist etwa an Programme der Anziehung, der Abstoßung, der Verführung, des Prestiges usw. (vgl. Schmitz 1994: 17), die feste Körper mit Bedeutsamkeit aufladen, ohne dass deren Wirkung schon im Bereich des (semiotisch) Bezeichnenden aufginge, denn ihrer sozialen Funktionalität halber setzen sie ja leibliche Affizierung und affektive Betroffenheit voraus.

zielgerichteter Trieb (vgl. Schmitz 1999.1: 32). In der Einwurzelung des Handelns im vitalen Antrieb ist nicht der Körper des Menschen handlungstheoretisch konstitutives Element, sondern sein Leib.

Für das Verständnis von Sein und Wirklichkeit und die Frage des Handelns ist für Schmitz deshalb nicht die sinnliche Anschauung entscheidend, sondern der vitale Antrieb (vgl. ebd. 37). In phänomenologischer Sicht hängt folglich die Frage der Wirklichkeit auch nicht an der Erklärbarkeit eines Gegenstandes, sondern an seiner Erlebbarkeit. Das *Erleben* unterscheidet sich schon dadurch vom *Handeln*, dass ihm ein schonendes Moment zu Eigen ist, während zum Handeln das *Be-Handeln* und Konstruieren gehört. Aus der Tatsache des aktiven Charakters von Handeln lässt sich aber kein anthropologischer Vorzug des Handelns gegenüber Geschehnissen anderer Art herleiten (vgl. Schmitz 1999.2: 113).

Wenn nach Werlen Handlungen „immer mindestens eine sozial-kulturelle (insbesondere institutionelle), eine subjektive und eine physisch-biologische (körperliche Komponente) aufweisen“ (Werlen 1999: 51), dann abstrahiert er damit von jenen Formen vitaler Zuwendungen intentionalen Tuns an ein Thema, die einer (möglichen) Körperresonanz vorausliegen. Diese Ausklammerung betrifft in der logischen Folge jede sinnlich-*leibliche* Wahrnehmung (z. B. physisch-körperhafter Gegenstände). Darin mag eine ontologische Antwort auf die Frage nach dem theoretischen Ort lebensphilosophischer Rückfragen liegen. Sowenig in dieser hergestellten Blickrichtung dem erlebenden Leib eine handlungsrelevante Rolle zugestanden wird, sowenig müssen die so nachhaltig anrührenden Halbdinge in ihren eindruckserzeugenden Wechselwirkungsverhältnissen zu den körperhaften Dingen in Beziehung gesetzt werden. Zwar entzieht sich die Leiblichkeit der sinnlichen Anschauung. Dennoch ist sie in einem synästhetischen Verständnis sinnlich, da sie die *einzelnen* Sinnesleistungen und Wahrnehmungen in Formen situativen Befindens im Bereich des Empfindens übersteigt.

Die Welt der körperlichen Dinge ist auch als tote Welt denkbar. Die ontologische Erweiterung um die Lebewesen setzt schon deshalb die Integration des Leibes voraus. Handlungstheorie, die ohne den Leib-Begriff auskommen will, muss folgerichtig auch die vitale Veranlassung zielgerichteten Tuns aus ihren Theoremen heraushalten. Erkenntnistheoretisch folgenreich ist die implizit darin zum Ausdruck gebrachte „geheime Rangordnung der Wirklichkeit“ (vgl. Grillhaas 1971: 16). Indem atmosphärisches Befinden in Städten erst auf der „gereinigten“ Ebene der rationalistisch aussagbaren Argumente über Lebensqualität (als subjektive und sprachlich geklärte wie kommunikativ konventionalisierte Aussage persönlichen Befindens) in den Blick der konstruktivistischen Handlungstheorie rückt, bleibt der Erlebnisgrund solcher Argumente im Dunkeln. In der theoretischen Fokussierung einer letztlich semiotischen Bedeutung verliert sich die Frage nach dem bedeutungs-*machenden* und vor allem evaluativen gefühlsmäßigen Sein im gelebten Raum. Die handlungstheoretische Unterstellung der individuell *möglichen* Aussagbarkeit von Gründen bestimmten Tuns muss schon der Wis-

senschaftshygiene halber daran hindern, die Aufmerksamkeit im Bereich des Anderen der sprachlichen Explikation zu differenzieren.

Damit fällt die sozialwissenschaftliche Handlungstheorie weit hinter die philosophische Tradition zurück, war für das griechische Denken das Unsagbare doch ein zentraler Antrieb, das Sprechen immer wieder um diesen imaginären Punkte mit dem Ziel der sprachlichen Annäherung kreisen zu lassen (vgl. G. Böhme 1987). Die Ausklammerungen sprachlich nicht explizierter Beweggründe eines Tuns sind nicht zuletzt *kultureller* Ausdruck übergreifender Ansprüche eines kommunikativen Vernunftverständnisses. Danach wird Vernunft mit einer Sprache identifiziert, „die alles Nicht-sprachliche als nicht vernunftmäßig ausschließt“ (Reijen 1987: 244). Von diesem Anschluss wären die Atmosphären betroffen, weil es an kulturell verfügbaren Konventionen der sprachlichen Aussage mangelt – nicht, weil sie sich der Aussagbarkeit prinzipiell entziehen. Die Bedeutung städtischer Atmosphären für das menschliche Befinden in Städten (und damit für die Führung rationaler Diskurse über mögliche Wege zur Rekonstitution von Urbanität!) bleibt so lange im öffentlichen und politischen Diskurs unterbewertet, als ein Sprechen über Atmosphären nicht kultiviert, geübt und kommunikativ respektiert wird. Im urbanistischen wie im politischen Diskurs über die Zukunft der Stadt belegt das Thema des menschlichen Befindens eine zentrale Position. Konstruktivistische Handlungstheorie vermag an diesem Diskurs nur von einem restringierten Posten aus teilzuhaben, da sie die Existenz einer leiblichen Resonanz im hier dargelegten Sinne nicht zuerkennen kann. Damit ist keineswegs nur eine Marginalie im Verhältnis der Subjekte zu ‚ihrer‘ Stadt berührt! Die ‚Entscheidung‘ in einer Stadt leben zu wollen oder aus ihr fortzuziehen, gründet in maßgeblicher Weise in Gefühlen positiv oder negativ erlebten Befindens, von denen aber eben nur solche Gründe ausgesagt werden können, die auch Anschluss an eine verfügbare Kultur des Darüber-Sprechens finden können. Atmosphären fügen sich nicht der herkömmlichen rationalistischen Erkenntnistheorie (vgl. Großheim 1999), die sich in westlicher Tradition als Moment eines kulturellen Verfügungswillens darauf verstand, die Dinge zu besitzen und zu verwandeln (vgl. Serres 1985: 362). Es waren lediglich rare ‚Sondertheorien‘, die nicht der Fremdverfügung der Individuen dienten, sondern sich der Idee der Stärkung individueller Selbstverfügung verschrieben (z. B. Psychoanalyse). Jenseits der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie bilden sich dagegen in den verschiedenen Praxisfeldern subjektkolonisierende Kompetenzen heraus (als Ungleichzeitigkeit zu den Leerstellen der Erkenntnistheorie), die menschlichen Zonen unverfügbaren Befindens zu „behandeln“; gleichwohl eher im Sinne manipulativ „attackierender“ Methoden, als zur Emanzipation der Subjekte. Die Architektur, Innenarchitektur, Gartenbaukunst oder Werbung sind hier relevante Beispiele.

Damit ist noch einmal die Frage der Intentionalität menschlichen Handelns berührt. Wenngleich auch das phänomenologische Handlungsverständnis Intention-

nalität als Bedingung seines Handlungsbegriffs voraussetzt, so muss doch auf *vorintentionalem* Niveau menschlichen Tuns eine weitere Auslassung im Menschenbild der Giddenschen Theorie reklamiert werden. Gerade die das Tun im städtischen Raum in atmosphärischer Hinsicht so subtil bestimmenden Suggestionen zielen doch auf individuelles Verhalten ab, das Intentionalität als bewusste Aufmerksamkeit oder Hinwendung unterlaufen soll. Diese kolonisierenden Wege zum „erschlichenen“ Verhalten können letztlich nur um den Preis eines partiell idealisierten theoretischen Konstrukts vergessen werden. Adorno und Horkheimer haben diese Mechanismen als „Massenbetrug“ der „Kulturindustrie“ untersucht, und Foucault analysiert ähnliche Prozesse als „Technologien“ und „Dispositive der Macht“. Sozialtheorie, die von systemisch erzeugter Reaktivität menschlichen Verhaltens abstrahiert, idealisiert den Menschen in seiner Freiheit und muss sich dem Vorwurf der Gegenaufklärung stellen. Dass ausgerechnet von der Seite der Phänomenologie diese Erzeugung einer Leerstelle angemerkt wird, hat einen satirischen Beigeschmack, denn die Phänomenologie ist es ja, die sich aus der Perspektive der Gesellschaftstheorie immer wieder dem Vorwurf einer gewissen Harmlosigkeit angesichts von ihr oft ausgeblendeter Vergesellschaftungsmechanismen ausgesetzt sieht.

4 Konsequenzen für die Stadtforschung

Das Eindenken der Leiblichkeit vermag die theoretische Perspektive für eine Kritik der gesellschaftlichen Verhältnisse im materiellen, symbolischen und atmosphärischen Raum der Stadt zu öffnen. Diese Sensibilisierung setzt die Zuerkennung der menschlichen Leiblichkeit in ihren systemisch relevanten Eigenschaften als Resonanzmedium einer affizierenden Kultur und Ökonomie voraus.

Kultur, Politik und Ökonomie erschließen sich im Bereich des Ästhetischen eine Wirkungsbühne, die das bewusste Handeln der Individuen zu unterlaufen in der Lage sein kann. Die Thematisierung leiblicher Verwicklungen von Stadt-„Benutzern“ in das städtische Geschehen entkräftet nicht nur die „schwarze Pädagogik“ einer anästhesierenden Stadtpolitik. Vor allem ermöglicht sie die Bewusstwerdung der vielen alltagspraktischen Formen subjektiven Beteiligtseins an diesen Prozessen. Damit stellt sie sprachliche Mittel zur Aussage von Gefühlen städtischen Lebens bereit. Aus der Perspektive der Phänomenologie öffnet sich so eine Sprachebene der nicht zuletzt politischen Verhandlung von Fragen der Lebensqualität – nicht auf dem programmatisch abstrakten Niveau begrifflicher Paltzhalter, sondern in unmittelbarer Rückbindung an das Befinden im „gelebten Raum“ der Stadt.

Literatur

- Barthes, R. (1985): Die helle Kammer. Bemerkung zur Photographie, Frankfurt a. M.
- Bischoff, W. (2001): Ein Hauch von Großstadt. Überlegungen zum urbanen Geruchsraum (Manuskript).
- Böhme, G. (1987): Die Schwierigkeit, das Andere zu denken – oder das Problem des Irrationellen, in: Kimmerle, H. (Hg.) (1987), 17-21.
- Böhme, G. (1995): Atmosphäre, Frankfurt a. M.
- Böhme, G. (1998): Anmutungen. Über das Atmosphärische, Ostfildern.
- Böhme, G. (1999): Physiognomie als Begriff der Ästhetik., in: Großheim, M. (Hg.) (1999), 45-56.
- Böhme, H. (2000): Leibliche und kulturelle Codierungen der Angst, in: ZDF-Nachtstudio (Hg.): Große Gefühle. Bausteine menschlichen Verhaltens Frankfurt a. M., 214-239.
- Bollnow, O. F. (1956/1995): Das Wesen der Stimmungen, Frankfurt a. M.
- Bollnow, O. F. (1963): Mensch und Raum, Stuttgart.
- Dürckheim, K. Graf v. (1932): Untersuchungen zum gelebten Raum. Erlebniswirklichkeit und ihr Verständnis. Systematische Untersuchungen II., in: Neue Psychologische Studien. Hg. Felix Krüger, 6. Bd., München, 383-480.
- Endell, A. (1908): Die Schönheit der großen Stadt, in: August Endell. Vom Sehen. Texte 1896 bis 1925, hgg. von H. David. Basel, Berlin, Boston 1995.
- Eser, U. (1999): Der Naturschutz und das Fremde, Frankfurt a. M.
- Gerstenberger, H. (1988): Handeln und Wandeln. Anmerkungen zu Antony Giddens' theoretischer „Konstruktion der Gesellschaft“, in: PROKLA, H. 71, 144-164.
- Giddens, A. (1988): Die Konstitution der Gesellschaft, Frankfurt a. M.
- Grillhaas, W. (1971): „Selbst Leibhaftig Gegeben“. Reflexion einer phänomenologischen Formel nach Alexander Pfänder, in: Kuhn, H. / Avè-Lallemant, E. / Gladiator, R. (Hgg.) (1971), 8-18.

- Großheim, M. (1999): Atmosphären in der Natur: Phänomene oder Konstrukte? In: Sieferle, R.-P. / Breuninger, H. (Hgg.) (1999), 325-365.
- Großheim, M. (Hg.) (1995): Leib und Gefühl. Beiträge zur Anthropologie, Berlin.
- Großheim, M. (Hg.) (1999): Perspektiven der Lebensphilosophie. Zum 125. Geburtstag von Ludwig Klages, Bonn.
- Hard, G. (1983): Zu Begriff und Geschichte der „Natur“ in der Geographie des 19./20. Jahrhunderts, in: Großklaus, G. / Oldemeyer, E. (Hgg.): Natur als Gegenwart. Beiträge zur Kulturgeschichte der Natur, Karlsruhe, 139-167.
- Hard, G. (2001): „Hagia Chora“. Von einem neuerdings wieder erhobenen geomantischen Ton in der Geographie, in: Erdkunde, H. 2 (Bd. 55), 172-198.
- Hasse, J. (2000): Die Wunden der Stadt. Für eine neue Ästhetik unserer Städte, Wien.
- Hauskeller, M. (1995): Die Erfahrung von Anwesenheit, in: Großheim, M. (Hg.) (1995), 109-118.
- Häußermann, H. / Siebel, W. (1997): Stadt und Urbanität, in: Merkur, Nr. 577, 293-307.
- Heidegger, M. (1927/1993): Sein und Zeit, Tübingen.
- Helbrecht, I. (1996): Die Wiederkehr der Innenstädte. Zur Rolle von Kultur, Kapital und Konsum in der Gentrification, in: Geographische Zeitschrift 84, 1-15.
- Hiss, T. (1990): Ortsbesichtigung, Hamburg.
- Kimmerle, H. (Hg.) (1987): Das Andere und das Denken der Verschiedenheit, Amsterdam.
- Krenzlin, A. / Müller R. (1986): Herbert Lehmann. Essays zur Physiognomie der Landschaft. Erdkundliches Wissen, Heft 83, Wiesbaden.
- Kuhn, H. / Avè-Lallemant, E. / Gladiator, R. (Hg.) (1971): Die Münchener Phänomenologie. Vorträge des internationalen Kongresses in München, Den Haag.
- Landweer, H. (1995): Verständigung über Gefühle, in: Großheim, M. (Hg.) (1995), 71-86.
- Lorenz, C. (2001): Atmosphäre. Eine praktische Annäherung an den ästhetischen Begriff Gernot Böhmes am Beispiel des Museums für Moderne Kunst Frankfurt

- am Main (<http://www2.rz.hu-berlin.de/museumspaedagogik/forschung/lorenz/lorenz.html>; 15.05.01).
- Nancy, J.-L. (1999): Das Bild – Das Dinstinkte, in: Le Vitte Harten, D. (Hg.): Heaven. Ausstellungskatalog, Ostfildern, 44-49.
- Nietzsche, F. (1977): Gesammelte Schriften, Werke in drei Bänden. München/Wien.
- Picht, G. (1986): Kunst und Mythos, Stuttgart.
- Plessner, H. (1980): Gesammelte Schriften III. Anthropologie der Sinne. Frankfurt a. M.
- Reijen van, W. (1987): Der Andere in der Kommunikation, in: Kimmerle, H. (Hg.) (1987), 233-248.
- Rötzer, F. (2000): Inszenierung von Aufmerksamkeit. Ästhetik in der Informationsgesellschaft, in: Kunstforum International. Bd. 148, 53-77.
- Schmitz, H. (1964ff): System der Philosophie, 5 Bände in 10 Bänden, Bonn.
- Schmitz, H. (1980): Neue Phänomenologie, Bonn.
- Schmitz, H. (1981): System der Philosophie. Dritter Band: Der Raum. Zweiter Teil: Der Gefühlsraum, Bonn.
- Schmitz, H. (1989): System der Philosophie. Dritter Band: Der Raum. Fünfter Teil: Die Wahrnehmung, Bonn.
- Schmitz, H. (1994): Neue Grundlagen der Erkenntnistheorie, Bonn.
- Schmitz, H. (1998): Der Leib, der Raum und die Gefühle, Ostfildern.
- Schmitz, H. (1999.1): Der Spielraum und die Gegenwart, Bonn.
- Schmitz, H. (1999.2): Phänomenologie und Konstruktivismus, in: Janich, P. (Hg.) (1999): Wechselwirkungen: Zum Verhältnis von Kulturalismus, Phänomenologie und Methode, Würzburg, 103-114.
- Serres, M. (1985/1994): Die fünf Sinne. Eine Philosophie der Gemenge und Gemische, Frankfurt a. M.
- Sieferle, R.-P. / Breuninger, H. (Hgg.) (1999): Natur- Bilder. Wahrnehmungen von Natur und Umwelt in der Geschichte, Frankfurt a. M./New York.
- Simmel, G. (1903): Die Großstädte und das Geistesleben, in: Lichtblau, K. (Hg.) (1998), 119-133.

- Simmel, G. (1913): Philosophie der Landschaft, in: Simmel, G.: Brücke und Tür. Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft. Hg. von M. Landmann, Stuttgart 1957, 141-152.
- Welsch, W. (1987): Unsere Postmoderne Moderne, Weinheim.
- Wenzel, J. (1991): Über die geregelte Handhabung von Bildern, in: Garten + Landschaft, H. 3, 19-24.
- Werhahn, H. (2001): Räume, gelebt, gespürt, gedacht. Einleitung in das Tagungsthema. Vortrag auf der Jahrestagung der Gesellschaft für Neue Phänomenologie zum gleichlautenden Tagungsthema, Kiel (Manuskript), S. 6-7.
- Werlen, B. (1999): Zur Ontologie von Gesellschaft und Raum. Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen, Stuttgart.
- Zierhofer, W. (1999): Geographie der Hybriden, in: Erdkunde, H. 3, 1-13.

Abbildungen



Abb. 1. Ed van der Elsken: Chinese cargo boats in the harbour of Hong Kong, 1959-1960 (Nederlands fotoarchief, inv. nr 2734/29).



Abb. 2: Die Empfangshalle des Hauptverwaltungsgebäudes der niederländischen Lebensversicherung Nationale Nederlanden und der ING Bank (Bild: Jürgen Hasse).

